



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Neue Romane und Novellen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Neue Romane und Novellen



ährend die Ewiggestrigen noch darüber streiten, ob wir unsre afrikanischen Kolonien behalten und Geld für sie ausgeben sollen oder nicht, knallt drüben die Büchse, und jeden Tag melden uns an möglichst unauffälliger Stelle die mit Gleichgiltigkeiten vollgestopften Zeitungen, daß wieder deutsches Blut drüben geflossen ist, und daß Söhne deutscher Mütter in südwestafrikanischer Erde begraben werden. Der Roman „Pioniere“ von Orla Holm (Berlin, F. Fontane u. Co.) führt in die Zeit des beginnenden Aufstandes und gibt Bilder aus den ersten Stappen des Krieges. Rein ästhetisch genommen bedeutet das Buch nicht viel. Der Verfasser ist offenbar ein Offizier; ich schließe das aus einzelnen Eindrücken, zum Beispiel aus der auch bei Wilhelm von Polenz so häufig vorkommenden Wendung: er zeichnete nicht auf irgend etwas, statt: er tat, als ob er irgend etwas nicht bemerkte. Aber das ist freilich bisher die einzige Verwandtschaft mit diesem zu früh abgestorbenen hervorragenden Erzähler. Holm verfügt über geringe Mittel, sein Wortschatz ist nicht groß, und die Kraft seiner Bilder nicht zwingend. Trotzdem möchte ich das Buch empfehlen, weil es, soweit das der Nichtkenner vergleichsweise beurteilen kann, echt ist und wirkliche Situationen und Stimmungen wiedergibt. Holm hätte freilich bei Frida von Bülow lernen können, die Schädlinge unsrer jungen Kolonie lebendiger zu zeichnen, als ihm das im Zorn und im patriotischen Schmerz gelungen ist; aber eben dieser Zorn und dieses vaterländische Empfinden machen dann wieder den Verfasser dem Leser lieb und lassen diesen künstlerische Bedenken hintansetzen. Schweigen können sie freilich nur vor der Schilderung der Ankunft der Ansiedlerfamilie in den schönen Gefilden des Bergtals und vor der fürchterlichen Katastrophe, die im Beginn des Orlogs über sie hereinbricht. Es läßt sich immerhin aus diesem Buche etwas lernen.

In andre Kämpfe, die nicht erst wenig Jahre zurückreichen, führt Friedrich Werner van Desterens Roman „Christus, nicht Jesus“ (Berlin, Egon Fleischel u. Co.). Desterens nennt sein Werk einen Jesuitenroman und hätte es ebenso gut einen Intrigantenroman nennen können. Man bekommt beim Lesen immer mehr das Gefühl, von einem riesigen Spinnennetz umschlungen zu sein, und es spricht für Desterens Erzählgabe, daß er einen so festzuhalten versteht. Freilich sind es keine dichterischen Anlagen, sondern die eines guten Unterhalters, die er da bewährt. Denn mehr als ein spannender Gesellschaftsroman ist das Buch eben nicht geworden. Alle Requisiten, die in Gutzkows oder in Spielhagens

großen Zeitromanen Verwendung fanden, kommen hier wieder zum Vorschein; nur fehlt Destères das poetische Talent dieser beiden Vorgänger, und er erinnert mehr an Hackländer, dessen Liebenswürdigkeit ihm freilich nicht eigen ist. Auch hier wieder muß der Nichteingeweihte seine Vorbehalte machen. Aber auch wer als norddeutscher Protestant den süddeutschen oder österreichischen Verhältnissen und dem jesuitischen Milieu fremd gegenübersteht, wird die Einseitigkeit herausfinden, mit der Destères die Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu zeichnet. Schon das eine sagt man sich: eine Verbindung, die so durch Lug, Trug und Intrige schreitet, könnte nicht durch Jahrhunderte bestehen und müßte längst an sich selbst zugrunde gegangen sein. Auch wer also von den Erzählerreizen des Romans gefesselt bis zu Ende gefolgt ist, wird gut tun, eine Kirchengeschichte zur Hand zu nehmen oder zu sehen, was Carl Sentsch, ein Kundiger, über diesen Gegenstand geschrieben hat. Erfreulich ist an dem Buche, daß der Verfasser den so nahe liegenden Fehler vermieden hat, Schlüsselgeschichten zu schreiben und verstoßen auf wirkliche Begebnisse hinzudeuten. Der sittliche Ernst seiner Auffassung soll nicht bestritten werden, wenn ihm auch die religiöse Inbrunst fehlt, die allein seinen Kampf in die höchste Sphäre heben könnte, und an deren Stelle eine ziemlich vage Vorstellung echten Christentums getreten ist.

Da geht denn doch ein andres Buch aus katholischem Umkreis ganz anders in die Tiefe und nicht nur in die Weite. Ich meine „Jesse und Maria“ von der Baronin Enrica von Handel-Mazzetti (München und Rempten, Jos. Kösel). Die Geschichte spielt in den Donaulanden oberhalb Wiens nach dem Dreißigjährigen Kriege. Jesse ist ein protestantischer Ritter, Maria das katholische Weib eines Försters. In jugendlichem Ungestüm will Jesse dem gelungenen Werk der österreichischen Gegenreformation den Boden abgraben. Er verteilt evangelische Flugblätter, läßt sich wider das Verbot in seinem Schlosse bei Bechlarn lutherisch trauen und gewinnt durch den Reiz seiner frischen Persönlichkeit wirklich einen großen Teil der Bevölkerung, freilich noch nicht bis zum Übertritt. Vor einer Schranke wird sein Bemühen zuschanden: vor der Marienverehrung des schlichten Landvolks und seinem Bilderkult. Der Mann jener Maria hat auch sein Tafel in einem Wunderbaum, er schreibt ihm die Genesung von schwerer Krankheit zu, und so sehr gerade ihn der Ritter gefangen genommen hat — von dem Bilde, das Jesse, in beinahe krankhaftem Abscheu, stürzen will, mag er nicht lassen. Ummalen lassen will ers, da der Protestant es zu häßlich findet, abnehmen nimmer. Da kommt er, auch durch seinen neuen Freund, in Schulden, und jener streckt ihm das Geld vor unter der Bedingung, daß er ihm das Tafel schafft. Nach dem schwersten Seelenkampf hat der Förster Schinnagel den furchtbaren Vertrag unterschrieben; schon hat er das Bild aus seiner Haft gelöst und einstweilen in seiner Lade verborgen, um es später dem Ritter zu bringen. Nun aber tritt Maria hervor. Sie, die sich einst dem Kloster geloben wollte und eine tiefe, innige Frömmigkeit dem alten Glauben bewahrt hat, mochte die Besuche Jesses in ihrem Hause

niemals — ahnte sie doch den Grund und fürchtete das Ende. Nun sagt ihr die innere Stimme, was geschehen ist. Sie entdeckt das Bild, und ihr Mann muß ihr den schmähligen Pakt eingestehn. Da macht sie sich selbst bei Nacht und Nebel nach ihrer Heimat, nach Krens auf, und da ein Verwandter ihr die schuldige Summe nicht zahlt, die ihres Mannes Verlegenheit abhelfen würde, geht sie zu den Jesuiten. Sie verklagt zugleich Jesse, dessen Verführung rings um sie her sie mit Grauen erfüllt. Die Folge ist die Entsendung einer Religionskommission nach Pechlarn. Vor ihr muß sich Jesse verantworten, und in seiner Leidenschaftlichkeit führt er einen strengen Spruch über sich herauf — er soll ins Gefängnis gebracht werden. Da greift er zur Pistole und schießt auf den vorsitzenden Abt. Das besiegelt sein Geschick, ein weltliches Gericht verurteilt ihn zum Tode, und der Kaiser gibt seine Bestätigung. Nun aber kommt es über Maria mit furchtbarer Gewalt. Sie, die aus heiligem Zorn über die Verführung des Mannes und ihrer Glaubensgenossen gehandelt zu haben glaubt, und der man dafür Ruhm und Ehre zollte, findet sich jetzt schuldig an der Verderbung des Ritters, seines jungen Weibes und des erwarteten Kindes. Und wieder folgt sie der innern Stimme, und wieder geht sie vor Tau und Tage aus, um Jesse im Gefängnis vor der Hinrichtung aufzusuchen und seine Seele zur Buße, zur Umkehr zu retten. Er weist sie höhnisch ab. Sie sieht, daß er nur auf eine Botschaft harret, auf Nachricht von seiner Frau und ihrer Schmerzensstunde. Da macht sie den dritten Weg, und hart vor dem Tode bringt sie ihm die Botschaft, daß ihm ein Sohn geboren sei, dem sie als erste Erbarmerin die Brust gereicht hat. Das gibt ihm Mut und Kraft. In Gott gefaßt, schreitet der einst so Ungebärdige zum Schafott, und Segen spricht er zuletzt über sie, die doch das an der Richtstätte verlesne Urteil als seine Demunziantin preist. Während sein Haupt fällt, liegt Maria in qualvollem Gebet um sein Leben vor dem Altar der schmerzenreichen Mutter Maria.

Was Enrica von Handel-Mazzetti aus diesem hier kurz umrissenen Stoff gemacht hat, stellt sie in die erste Reihe unsrer Schriftstellerinnen. Mit überzeugender Gewalt ist alles dargestellt, ohne historischen Kleinram wird ein Bild der Zeit gegeben, und die tiefe Leidenschaft beider Naturen tritt in wirklicher Charakteristik ans volle Licht. Dabei umwogt diese zwei eine Fülle andrer Gestalten, jede echt und treu, und mit der höchsten Unparteilichkeit des Dichters sind hier die religiösen Probleme behandelt, nicht lau und flau, nicht mit irgendeiner vorgefaßten Tendenz, sondern aus den Tiefen eines Herzens, das sich zu der einen Seite bekennt, ohne das Recht der andern zu verkennen. Enrica von Handel-Mazzetti ist Katholikin, unter den Schriftstellerinnen der deutschen Gegenwart die erste, die bewußt als Katholikin auf den Plan tritt. Sie wird fortan mit an der Spitze stehn, und wenn dem Kritiker denn einmal erlaubt sein darf, schlechtthin begeistert zu sein, so darf er wohl dieser Dichterin ein freudiges Willkommen zurufen und ihr und uns wünschen, daß reiche Ernte dieser Frucht folgen möge.

Ist es nicht merkwürdig, daß auch das eben neu erschienene Werk von Ricarda Huch mit dem Papst und der katholischen Kirche beginnt? Es heißt „Die Verteidigung Roms“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) und beginnt mit der Thronbesteigung des Papstes Pius des Neunten, in jener Zeit, wo sogar ein deutscher Protestant wie der Dichter Bernhard von Lepel, Fontanes Freund, in den allgemeinen Jubel der Begrüßung des neuen Herrn einstimmt:

Bau am Werke, das dieses zerrissne Geschlecht selbst kaum begreift,
 Des Name kaum darf leise verraten das Lied, — du
 Aber kennst's, wofern du im heiligen Geist Nachfolger des göttlichen Sohns bist,
 Kennst es — wofern es vergönnt wird diesem Stern,
 Der in unendlicher Ferne des Lichts kreist, daß er einst
 Sein Geschlecht Gott nahe trägt.

Aber nicht Pius ist des Buches Held, sondern im Mittelpunkt soll Garibaldi stehn, und „der Geschichten von Garibaldi ersten Teil“ soll der Band umschließen. Faßt Ricarda Huch ihren Vorwurf so, so entkräftet sie von vornherein ein Bedenken, das der ebenfalls gewählte Untertitel „Roman“ in dem Leser aufsteigen läßt. Denn wer ein solches Wort wählt, sagt damit, daß er einigermaßen bestimmte ästhetische Grenzen einhalten will. Und so wenig wie eine Reihenfolge von Handlungen und Stimmungen innerhalb einiger Akte allein ein Drama ist, geben die hier erzählten Dinge einen Roman. Als Geschichten von Garibaldi sind sie aber wunderschön. Man vergißt schnell die anfängliche Enttäuschung, wenn der eine oder der andre, mit dem sich die Dichterin näher beschäftigt, später im Allgemeinen wieder untergeht. Wundervoll ist es, wie Garibaldi eingeführt wird. Der Priester Ugo Bassi hat in einem Traum eine edle Frau, das leidende Italien, gesehen. Sie ruft: Wer errettet mich? Und als sie zum dritten male gerufen hat, antwortet eine Stimme: Ich! „Es war eine Stimme, die den wüsten Raum mit Glanz und Klang füllte, eine solche, wie die Gottes gewesen sein mußte, als er sprach: Es werde Licht! und es Licht ward.“ Bassi hat geglaubt, es würde die Stimme des neuen Papstes sein, und ist enttäuscht, als er diesen zum ersten male reden hört. Und mit Entzücken erkennt er in Garibaldis Stimme die seines Traumes. Traum-schwere Bilder reihen sich in diesem Buch aneinander. „Hinter den Mauern eines weißen Hauses auf der Höhe von Belletri war ein alter Garten, den seit langem niemand mehr pflegte, sodaß der ungehemmte Wuchs verwildernder Bäume dunkel über die einsamen Wege schwoh: dort wartete der Tod. Er kam mit der Nacht, zog, wie ein Raubvogel suchend, große Kreise über den Garten und senkte sich langsam auf einen Drangenbaum, der neben vielen andern, die blühten, oberhalb einer breiten steinernen Treppe stand. Zwischen den Zweigen sitzend, warf er ein mondfarbiges Netz aus, das sich wie Spinn-gewebe über die Stufen der Treppe, eine flache, steinerne Bank, die, vom Fuße derselben nach beiden Seiten ausgehend, einen runden Platz umgab, und über

einen Brunnen in der Mitte des Platzes legte.“ An dieser Stelle versammeln sich Abends nach der Schlacht die bevorzugten Offiziere Garibaldis, und es ist ein eigner Genuß, sie dabei mit Ricarda Huch zu belauschen. Freilich ist es nicht leicht, durch das ganze Werk den Faden der Ereignisse immer fest zu halten, um so mehr, da man das Buch am besten nicht hintereinander, sondern wie edeln Wein schluckweise, dann und wann in Absätzen, genießen sollte. Wir dürfen vertrauen, daß Ricarda Huch auf der Höhe bleibt, die sie in ihrer noch so jungen dichterischen Laufbahn erklimmen hat, und von der sie bisher selten genug herabstieg. Und man darf begierig sein, ob es ihr gelingt, in den noch verheißenen zwei Bänden den Reiz und die Farbenpracht dieses ersten festzuhalten.

Aus dem reichen, weichen Süden in den kargen, harten Norden, von Ricarda Huch zu Jakob Knudsen. Dieser dänische Erzähler ist bisher in Deutschland nicht bekannt geworden, und es ist verdienstlich, daß uns sein Hauptwerk, der Roman „Anders Hjarmsted“, in einer von Hermann Rix besorgten Übersetzung nun vorgestellt wird (Leipzig, Johannes von Schalscha = Ehrenfeld). Diesem Bauern Anders Hjarmsted sitzt der ererbte Starrsinn des unbeugsamen Rechtsuchers im Blute. Ohne Not, nur dem Recht zuliebe, fängt er Streit mit seinem mächtigen Nachbarn an, dessen Tochter er obendrein liebt. Und als ihm durch schurkischen Trug jeder Weg zur Gerechtigkeit verrammelt wird, greift er zum Hammer und erschlägt nacheinander den Adjunkten des Hardesvogts und den Gefangnenwärter. In der Nacht zwischen den beiden Katastrophen, den eignen Tod vor Augen, läßt er sich durch den Pfarrer, dem er sich offenbart, mit der Geliebten trauen. Es ist sehr schwer, solche Szenen ohne falsche Sentimentalität zu geben — Knudsen ist es gelungen. In einer merkwürdig knappen und zusammengefaßten Sprache zieht alles vorüber. Aber allerdings, ins Große reißt sich das Bild dieses Menschen nie. Und wenn dänische Beurteiler das Werk unserm Michael Kohlhaas vergleichen, so können wir Deutsche uns den Vergleich nicht aneignen. Abgesehen davon, daß wir dem Genius Heinrichs von Kleist ohnehin nicht leicht Parallelen zu finden wissen, liegt der Unterschied auch im Gesichtskreis. Der Knudsens ist bei all seinen Gaben eng, wie gemeinhin in kleinen Kulturvölkern. Es ist aber etwas andres, ob man zu einem großen, weit über die Welt herrschenden Volke gehört oder zu einem, das in bescheidenem Umkreise sein nationales Dasein lebt. Vielleicht liegt auch der tiefste Unterschied in den so verwandten Genien Hebbels und Ibsens darin. Der große Deutsche wuchs deshalb so hoch über den großen Norweger hinaus, weil er das riesige Angebinde der deutschen Kultur mitbekam, das sich der Skandinave — bezeichnend genug — in langen Jahren aus zweiter Hand anzueignen bemüht war.

Wenn sich ein andrer, eben deutsch erscheinener dänischer Roman, „Hans im Glück“ von Henrik Pontoppidan (Leipzig, Insel-Verlag) trotz diesen Gegenätzen wohl in die Nähe eines deutschen Meisterwerks, des „Grünen Heinrichs“

stellen läßt, so hat das seine guten Gründe. Keller war ein deutscher Schweizer. Und trotz dem einst viel umstrittenen Wort von der „geistigen Provinz“ hat die Schweiz ein sehr viel stärkeres Eigenleben gegenüber dem Reich als dessen Teile untereinander. Und da ja auch die Dänen germanischer Herkunft sind, liegt eine Vergleichung der von der Natur so verschieden bedachten Randländer nahe. Für unsern Fall genügt, daß beide politisch wenig bedeuten, so lange sie allein sind, und daß sie eine verhältnismäßig sehr große Zahl von Menschen mit hoher Bildung und geistigen Interessen umschließen — hat doch die Schweiz jetzt (ohne Freiburg) sechs Universtitäten. Da kommen denn immer wieder Persönlichkeiten empor, die, im Zwiespalt mit sich, hochbegabt und doch unsicher, mit den Flügeln schlagen und schmerzhaft zurückzucken, wenn sie an die Wände des engen Hauses stoßen. Wie ein solcher Glücksucher die Grenzen des heimatischen Lebens überfliegt und schließlich, ein Gottsucher geworden, im engsten Kreise, auf weltverlassenem Posten, ein einsamer Ringer stirbt — das hat Pontoppidan mit wahrhaft großer Kunst dargestellt. Da ist auf jeder Seite Leben in jedem Sinne. Das ganze äußere Treiben Dänemarks rollt vorbei: die Kopenhagner Gesellschaft in ihren Schichten vom Geldadel bis zum kleinen Beamten und Schiffer, Gutsbesitzer, Pfarrer aller Art, Kleinstadt und Dorf. Wie in dem Keil eines Scheinwerfers von Norden her steht dann das Leben des übrigen Europas vor uns: Berlin, Tirol, Wien, Rom — und alles *sub specie aeterni*, d. h. hier unter dem Gesichtspunkt, daß alles arbeiten muß an der Seele dieses Hans Eidenius, dieses „Hans im Glück“. Der Roman hat eine Stelle, an der ein Kleinerer als Pontoppidan gescheitert wäre: als sich Hans zum Gott seiner Väter zurückfindet, schreibt er, nach kurzem Zögern, gefaßt den Scheidebrief an seine Braut, die diese religiöse Wandlung nie verstehen könnte, und schreibt ihn, obwohl sie ihm rückhaltlos mit Leib und Seele angehört hat. Da erhebt sich eine knifflige ästhetische Frage: darf der Dichter seinen Helden, von dem im Werk alles Licht ausgeht, einmal so unsympathisch machen, daß dem Leser das „mitleiden“ zu schwinden droht? Ich lasse Gottfried Keller antworten. Dessen Heinrich vergaß im Grafenschloß der Mutter und kehrte heim, als sie elend die Tote zum Kirchhof trugen. Das hat Keller nicht Ruhe gelassen, und in der zweiten Bearbeitung läßt er seinen Helden so heimkehren, daß er doch der Sterbenden noch nahe sein kann. Pontoppidan läßt uns (auch er hat sein Werk mannigfachen Bearbeitungen unterzogen) ruhig stutzen, um so mehr stutzen, als auch bei Hans, wie bei Heinrich, ein Paar schöne Augen mit im Spiele sind. Aber am Schluß, in dem großen Werk der Sühne, fällt ein sanfter Schein zurück auf diese schnelle Tat, und wir empfinden das Herbe und Widrige als naturnotwendig in einem höhern Sinne.

Ich bin kein Freund der allzu vielen Importen, die uns fast jeder Tag in oft zweifelhafter Verdeutschung auf den Büchertisch legt. Der törichte Tanz um Oscar Wilde, die Aufbauschung des hübschen Talents von Maxim Gorkij sind Erscheinungen in unserm literarischen Leben, die recht bedenklich stimmen

können. Gaben wie diese beiden dänischen, ohne Prätension dargeboten, soll man aber willkommen heißen. Man soll es doppelt, wenn die Übertragung so gut ist. Ruy ist mehr im Dänischen geblieben, Mathilde Mann hat sich bemüht, den „Hans im Glück“ zu einem deutschen Buche umzuschaffen. Es ist ihr glänzend gelungen, und die Grenzbotenleser werden sich besonders freuen, dieser auf den grünen Blättern oft erprobten Kunst in solcher Vollendung wieder zu begegnen.

Ich habe vorhin von den ästhetischen Grenzen des Romans gesprochen. Auch wenn er nicht, wie zumeist, „Weltbild“ ist, breitet er seine Konflikte aus, spannt sie in einen großen Rahmen und entwickelt sie nach allen Seiten. Demgegenüber versucht die strengere Kunstform der Novelle, einen einzigen Konflikt wie in einem Brennspiegel aufzufangen und mit sich selbst zum Austrag zu bringen. Es gehört zu den höchsten künstlerischen Genüssen, so einer feinen Arbeit zu folgen, wie Heyse, Storm, Keller, Meyer ihrer Meister sind und waren. Adolf Stern, der nun auch schon die Grenze der siebzig rüstig überschritten hat, kommt ihnen besonders dann nahe, wenn er seinen Stoff aus der farbigen Vergangenheit holt. Wie in seinen Essays schreitet er auch in seinen Dichtungen mit langsamer Spürkraft vor, zieht uns gemach mit, und ohne Stürme im Herzen aufzupeitschen, gibt er doch den reinen Klang seiner bewegten Seele an uns hinüber. Seine „Venezianischen Novellen“ und der Band „Aus dunklen Tagen“ sind ja bekannt und besonders den Lesern dieser Blätter gewiß keine Fremden. Trotzdem möchte ich auf beide Sammlungen hier noch einmal hingewiesen haben, nachdem sie der rührige Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schulze (in Hamburg) in gewählter Ausstattung neu herausgegeben hat. Unser ganzes literarisches Leben hat dem stillen Dresdner Schriftsteller, der soviel für die großen Realisten der sechziger Jahre und manchen andern getan hat, so reiche Dankeschuld abzutragen, daß ein bescheidner Gruß wie dieser noch kaum ins Gewicht fällt. Möge er als *δόσις δ'ολλήν τε φιλῆν τε* aufgenommen werden!

Heinrich Spiero



Russische Gastfreundschaft in Transkaspien

Reiseerinnerungen von H. Coepfer



Am Morgen nach zwölfstündiger Fahrt erschien die transkaspijsche Küste in Sicht. Groß war die Freude, daß wir trotz Warnungen, Unkenrufen, Aufruf und Verkehrsstörung zum erwünschten Ziele gelangten. Der Dampfer hielt den Kurs auf die ziemlich schmale Einfahrt zwischen der Tschelakeninsel und dem äußersten Ende der in eine ganz schmale Sandbank auslaufenden Bekowitschhalbinsel, die die Bai von Krasnowodsk nach Westen abschließt und an breiteren Stellen Fischer- und Niederlassungen aufweist. Das Kaspijsche Meer hatte sich uns günstig gezeigt.